

zügen hinausgeworfen oder wie in Kambodscha auf den Feldern als Dünger liegen gelassen. Es wurde nicht nur die Existenz der Opfer, sondern auch ihre Vergangenheit durch die Zerstörung ihrer Kirchen und anderer Kulturgüter ausgelöscht. Ihre Vernichtung sollte vollständig sein.

Die abschließende Zusammenfassung zeigt noch einmal mit aller Deutlichkeit die Singularität aber auch die Gemeinsamkeiten der behandelten Genozide auf.

Weitz hat mit seiner Studie keine grundsätzlichen neuen Einzelkenntnisse geliefert. Der Wert seiner Studie liegt in der kompakten und vergleichenden Ursachenforschung. Der stringente inhaltliche und zugleich auch programmatische Aufbau und Ablauf der einzelnen Kapitel lassen beim Leser aber einen beklemmenden Eindruck aufkommen. Folgt jeder Genozid einer inneren Logik und Gesetzmäßigkeit?

Wenn dieser Eindruck zuträfe, so würde das von *Weitz* vorgelegte methodische Konzept eine Chance für die Zukunft eröffnen, diese Gesetzmäßigkeit durch ein frühzeitiges Eingreifen zu unterbinden. Der Vorteil einer kompativen Vorgehensweise läge in seiner präventiven Intention, die zur Einrichtung von Frühwarnsystemen beitragen könnte.

Michael Fessner

Michael Mann: Fascists. Cambridge: Cambridge University Press 2004, 429 S.

Auf seinem langen Marsch durch die Geschichte der Macht, der vor zwei Jahrzehnten bei den neolithischen Häuptlingstümmern begonnen hat, ist der in Kalifornien lehrende britische Soziologe *Michael Mann* in der ‚Epoche des Faschismus‘ angekommen. Mit dieser Formel ist man bereits mitten im Kern seines neuen Buches. Denn es handelt, erstens, vom Faschismus als einem generellen und nicht bloß auf Italien beschränkten Phänomen; und es plaziert diesen, zweitens, in einer räumlich und zeitlich genau umrissenen Konstellation, im Europa der Zeit zwischen 1918 und 1945. *Mann* schließt nicht aus, dass es zu Faschismus auch außerhalb dieser Konstellation kommen kann, existieren einzelne seiner Elemente doch unabhängig davon. Eine erneute Zusammenfügung derselben hält er jedoch bezogen auf die Gegenwart und unmittelbare Zukunft für wenig wahrscheinlich. Für Europa könne daher Entwarnung gegeben werden: „European fascism is defeated, dead and buried.“

Was aber war der Faschismus? *Mann* diskutiert, wie zu erwarten, die üblichen dazu vorliegenden Deutungen, von der Klassentheorie über das Konzept der politischen Religion bis hin zu neueren Vorschlägen, die darin einen „palingenetischen Mythos“ (Roger Griffin) ausmachen wollen, und

weist sie sämtlich zurück. Sein eigener Definitionsvorschlag ist erfreulich knapp: „fascism is the pursuit of a transcendent and cleansing nation-statism through paramilitarism.“ Mit *nation-statism* ist die Orientierung am Nationalstaat als dem höchsten innerweltlichen Wert gemeint, die mal, wie im Falle des Nationalsozialismus, mehr nach der Seite des Nationalismus, mal, wie in Italien, mehr nach der Seite des Staates betont werden kann; mit *cleansing* die Obsession von der ethnisch reinen, ‚organischen‘ Nation (ein Projekt, mit dem sich ein weiterer, in Arbeit befindlicher Band über „The Dark Side of Democracy“ befassen soll); mit *transcendent* die Vision einer Überwindung der Klassenkonflikte und der Schaffung eines neuen Menschen, die man, um Mißverständnisse zu vermeiden, vielleicht am besten mit „sozialutopisch“ im Sinne Karl Mannheims übersetzt; mit *paramilitarism* jene für die italienischen Squaden, die deutsche SA oder die rumänische Eiserne Garde gleichermaßen zentrale Vergemeinschaftung über Gewalt, die jüngst von Sven Reichardt eindrucksvoll herausgestellt worden ist.

Neben der Kritik herkömmlicher Deutungen und der Entwicklung eines eigenen Vorschlags bietet das Buch aber noch weit mehr: eine umfassende makrosoziologische Analyse der Faktorenkonstellation, die den Aufstieg des Faschismus in Europa ermöglicht

hat; und eine Reihe von Studien zu einzelnen historischen Erscheinungsformen. Für die Makroanalyse nimmt *Mann*, ganz auf der Linie seiner früheren Arbeiten, Krisen in den vier Machtfeldern der Ökonomie, des Militärs, der Politik und der Ideologie ins Visier und belegt, daß der Faschismus für alle diese Krisen spezifische und durchaus ernstzunehmende Lösungen entwickelt hat, daher keinesfalls auf einfache Schlagworte wie Antimodernismus, Reaktion oder Regression reduziert werden kann.

In einem weiteren Schritt wird dies zur unterschiedlichen Lage in Nordwesteuropa einerseits, Mittel-, Ost- und Südeuropa andererseits in Beziehung gesetzt und gezeigt, warum die Lösungsangebote der Faschisten nur in den drei zuletzt genannten Makroregionen, nicht aber in der ersteren eine gewisse Plausibilität entfaltet. Die Fallstudien befassen sich mit der je besonderen Situation in Italien, Deutschland, Österreich, Ungarn, Rumänien und Spanien. Man mag in dieser Reihe Frankreich vermissen, dem von nicht wenigen eine herausragende Rolle zumindest für die Grundlegung der faschistischen Ideologie bescheinigt wird (Ernst Nolte, Zeev Sternhell, Robert Soucy, um nur einige Namen zu nennen), man mag auch einzelne Einschätzungen bezweifeln, wie etwa im Falle Österreichs, wo *Mann* im Widerspruch zu seinem eigenen Verständnis des Faschismus als einer „bottom-up“-Bewe-

gung das „top-down“ ausgerichtete Dollfuß-Regime in die Reihe der Faschismen aufnimmt, und wird doch nicht umhin kommen, die beachtliche Syntheseleistung anzuerkennen, die *Mann* erbracht hat.

Bei allem Respekt vor der Weite des Überblicks und der komparatistischen Kompetenz muß jedoch auf ein methodisches Dilemma hingewiesen werden, das die Erklärungskraft dieses Buches beeinträchtigt. Wie der Autor selbst einräumt, hat er sich auf eine Auswertung der Sekundärliteratur beschränkt und die Primärliteratur ausgespart. Das ist bei makrosoziologischen und -historischen Analysen üblich und von der Sache her auch wohl kaum zu vermeiden. Es wird aber in dem Moment zum Problem, wo gegen vorherrschende objektivistische Deutungsmuster der Akzent auf interpretierende, verstehende Soziologie gesetzt wird, wie *Mann* dies mit seiner Maxime des „taking fascists seriously“ explizit tut. Wie aber soll ein „understanding fascists“ möglich sein, wenn man von vornherein darauf verzichtet, das zur Kenntnis zu nehmen, was die Faschisten, in welcher Form auch immer, von sich gaben? Wie will man über ihre Motivationen handeln, wenn man weder die Reden und Schriften eines Mussolini, Hitler oder Coudreau auswertet, nicht zu reden von den Textmassen, die revolutionäre Syndikalisten, Futuristen, italienische Nationalisten oder

deutsche Völkische produziert haben? Sich hier auf die Sekundärliteratur zu verlassen, bedeutet, die Analyse von den Quellen abzuschneiden und sich von den Selektionen anderer abhängig zu machen. „A new view of fascism“ ist auf diese Weise nicht zu gewinnen, allenfalls eine differenzierte Version des vorhandenen. Im Kern weist denn auch die Auffassung, der Faschismus sei „a distinctively paramilitary extreme version of nation-statism“ kaum über den seit einiger Zeit zumal in der englischsprachigen Forschung (Roger Eatwell, Stanley Payne, im Kern auch Roger Griffin) dominierenden Trend hinaus, den Faschismus vom Nationalismus her zu deuten, der je nach gusto mit Epitheta wie radikal, integral, holistisch oder palingenetisch geschmückt wird.

Diese Sichtweise ist jedoch bestreitbar. Sie geht darüber hinweg, dass in den faschistischen Bewegungen und Organisationen auch andere, transnationalistische Orientierungen zirkulierten, wie z. B. der Rassismus, der sich in seiner konsequentesten Ausprägung des Nationalismus nur als eines Mittels bedient; und sie harmonisiert die daraus entspringenden Widersprüche, indem sie dem Faschismus eine wie immer auch locker komponierte Weltanschauung oder Doktrin zuschreibt, die wiederum vom etatistischen Nationalismus nichtfaschistischer Bewegungen und Organisationen allenfalls graduell und hinsichtlich

der bevorzugten Mittel unterschieden sei. Wenn sich der Faschismus jedoch nicht auf eine einzige Weltanschauung oder Ideologie festlegen lässt, sondern eher als Weltanschauungsfeld zu bestimmen ist, in dem heterogene und z. T. antagonistische Überzeugungen um die Hegemonie kämpfen, kann man ihn nicht als Weltanschauungspartei deuten und nur auf den Nationalismus beziehen. Gerade wenn man die subjektiven Motivationen, wie *Mann* vorschlägt, ernst nimmt, ist es erforderlich, sich um eine Definition zu bemühen, die ein möglichst großes Maß an Varianz auf dieser Ebene erlaubt; das aber ist wiederum nur möglich, wenn man das begriffliche Minimum von den weltanschaulich-ideologischen Motiven abkoppelt und mehr auf die formal-organisatorischen Aspekte wie das charismatische Führertum und die Vergemeinschaftung über Gewalt verlagert. So anregend Michael *Manns* Buch in vielem ist, so weit es über viele simplifizierende Deutungen hinausragt, in diesem entscheidenden Punkt bleibt es konventionell.

Stefan Breuer

Gerhard Hauck: Die Gesellschaftstheorie und ihr Anderes. Wider den Eurozentrismus der Sozialwissenschaften, Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot, 2003, 209 S.

Das „Eigene“ zu erkennen, indem man die Perspektive des „Anderen“ annimmt, gehört in der Soziologie seit George Herbert Mead zum intellektuellen Gemeingut. Doch grau ist alle Theorie, wie der Heidelberger Soziologe Gerhard *Hauck* in seiner provokanten Studie über die „Gesellschaftstheorie und ihr Anderes“ zeigt. Denn in der Praxis kommen die Regionen jenseits der westlichen Welt bestenfalls als Ornament vor. „Man glaubt“, schreibt er, „die Charakteristika der eigenen Gesellschaft erkennen zu können, ohne jemals über deren Tellerrand geschaut zu haben.“ Daraus resultiert, so seine zentrale These, das spiegelbildliche Missverstehen des Eigenen wie des Fremden. Systematisch sucht der Autor den Eurozentrismus in den Sozialwissenschaften zu enttarnen und spannt dabei einen weiten Bogen: Von den Gründungsvätern der Soziologie wie Auguste Comte und Emile Durkheim und rassistische Denkfiguren in der Ethnologie führt ihn sein Weg u. a. über die Modernisierungstheoretiker und die postmoderne Gesellschaftstheorie und endet schließlich bei dem „anti-evolutionistischen Evolutionismus“ von Niklas Luhmann. Streng im Ton, zuwei-